

Abschied

Autor(en): **Schmidli, Werner**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **91 (1981)**

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-901250>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Werner Schmidli

Abschied

(Auszug aus dem noch unveröffentlichten Roman
«Stanek oder die Erfindung des Glücks»)

Stanek war zu früh in dem Gasthof, wo er sich mit Ruth verabredet hatte und wo sie früher oft verweilt waren: nach Spaziergängen bei einem Glas Wein; hin und wieder hatten sie sich zum Essen getroffen, abends. Sie warf ihm erst später vor, dass sie das weitere Wegstück hatte.

Er setzte sich an den Tisch, an dem sie immer gesessen hatten, eine Fensternische, aber diesmal auf ihren Platz, die Gesichtshälfte mit der Geschwulst dem Fenster zugewandt; nur leicht hob er den Kopf, als er einen Kaffee bestellte. Er trug das Taschenbuch der Novelle «Der Tod in Venedig» bei sich, wie er früher, noch ledig, immer ein Buch mit herumgetragen hatte, um bei jeder Gelegenheit zu lesen; aber er liess das Buch in der Jackentasche. Eigentlich wusste er nicht so recht, warum er gerade dieses Buch seit der Untersuchung in der Notfallklinik mit sich herumtrug; über die ersten fünf Seiten war er nicht hinausgekommen. Mühsam hatte er Thomas Manns Sprache immer gefunden; ein paar Seiten eines seiner Werke hatten ihm genügt, obwohl er sich nicht einmal mehr an den Titel erinnern konnte, um in einer Diskussion bei seinem Urteil zu bleiben.

Er war beim ersten Glas Wein und der fünften Zigarette, als Ruth kam, verspätet, in dem geblumten Kleid und dem pelzgefütterten Mantel, was sie auch getragen hatte, als sie sich im Restaurant auf dem Oberbölchen kennengelernt hatten; auch diesmal unterliess er die Bemerkung, sie solle ihre aufdringliche Art, ihn erinnern zu wollen, unterlassen.

Sie entschuldigte sich für ihr Zuspätkommen, während sie den Mantel anhob, dann von den Schultern gleiten liess, was ihn immer gestört hatte, und ihn auf einen Nebenstuhl legte.

Er erwartete nicht, dass sie sagte, er sitze an ihrem Platz, nicht einmal,

dass sie bemerkte, sie sässen an ihrem Tisch. Sie unterliess ihn zu küssen, auffällig zu mustern; sie stand eine Weile unschlüssig vor ihm, in dem zu eng gewordenen, für diese Jahreszeit unpassenden Kleid, die Haare im Nacken zusammengebunden.

Sie habe sich Sorgen gemacht.

Das zumindest hatte er erwartet.

Er sass da, mit leicht abgewandtem Gesicht; er hatte sofort Kopfschmerzen, als er sie so aus den Augenwinkeln musterte. Er sehe gar nicht so schlimm aus, wie sie sich vorgestellt habe, meinte sie und setzte sich ihm gegenüber. Sie bestellte Tee.

Sie liebe ihn auch so.

Schau mich an, bitte! sagte sie. Und jetzt erzähle!

Er wiederholte, was er seiner Frau erzählt hatte, nur war es jetzt Ruth, bei der er zu Besuch gewesen war; dass er seine Frau belogen hatte, verschwieg er.

Er schilderte ihr die Untersuchung im Röntgeninstitut.

Man vermute einen Oberkieferbruch.

Er habe den Bericht abzuwarten.

Die inneren Blutungen hatten aufgehört; das Auge war nicht verletzt.

Ich weiss gar nicht, was sie alles mit mir angestellt haben, sagte er.

Er erwartete, dass sie ihn vom Rauchen abhalten würde; nicht einmal in ihrem Blick lag ein Vorwurf.

Du hättest das Auge verlieren können, sagte sie.

Im Spital hatten sie ihm das gleiche gesagt.

Du hast Glück gehabt, meinte sie; aber das wusste er selber.

Ihre Linke liess sie nur kurz auf seiner Rechten.

Sie goss Milch in den Tee, süsste ihn mit Assugrin, das sie in einem Döschen in ihrer Tasche immer mit herumtrug; sie sah wie zufällig auf die Uhr. Entgangen war es ihm nicht, und er fragte, ob sie Eile habe.

Aber gewiss nicht, ich bin hier, bei dir!

Wäre sie sonst so weit gefahren?

Er wollte sie fragen, warum sie sich so nachlässig frisiert habe, die Gründe ihres Zuspätkommens wissen, und sah sie nur an.

Sie lächelte ihr angewöhntes Lächeln, das er nicht mehr vertrug; sie hob die Mundwinkel ein wenig, damit ihre Wangen und zeigte ihre sehr schönen Zähne; in die Augen kam das Lächeln nicht.

Er wollte ihr sagen, man merke, dass sie einmal Mannequin gewesen sei. Sie solle endlich zu sich selber finden, ohne Rücksicht auf andere,

ablegen, was sie so verfälsche; aber er liess es: geändert hätte auch das nichts mehr.

Eine Anzeige bei der Polizei hatte er noch nicht gemacht.

Und warum nicht?

Er hob die Schultern.

Sie fand es eine Dummheit, dass er nicht schon in jener Nacht zur Polizei gefahren war.

Wie lange er noch in der Wirtschaft «Wanderruhe» gesessen hatte, erwähnte er erst gar nicht.

Sie drängte ihn, noch heute zur Polizei zu gehen, auch wenn er nur wenige Angaben machen konnte.

Eine Weile sassen sie schweigend da; er rauchte die achte Zigarette. Sie sah über den Aschenbecher hinweg, nun besorgt, fand er.

Ich habe davon geträumt, sagte sie. Ich habe dir gesagt, du sollst vorsichtig sein.

Er erinnerte sich, dass sie gesagt hatte, er solle Sorge zu sich geben.

Warum sie es unterlassen hatte, ihm den Traum, der mit seinem Erlebnis übereinstimmte, zu schildern und ihn damit zu warnen, konnte sie sich nicht erklären.

Erleichtert war sie, da er nicht nach Gründen fragte.

Sie wechselte plötzlich den Stuhl; nun an seiner linken Seite, drehte sie seinen Kopf zu sich und küsste ihn auf die Stirn; widerwillig liess er sich festhalten und küssen, nicht weil er sich für seine Wunden schämte, sondern weil er nicht verhindert hatte, dass er so zugerichtet worden war. Sie wurde ihm lästig in ihrer Zuneigung und Sorge; weh tat ihm, dass er ihre Gefühle nicht mehr erwidern konnte und liess es gerade darum zu, dass sie an seiner Seite blieb. Was für ein schlechter Schauspieler er war, wusste sie längst. Sie überredete ihn, zur Polizei zu gehen, sofort, wollte ihn begleiten; damit konnte er sich von ihr lösen, entrüstet: er konnte wirklich alleine gehen. Morgen, widersprach er, obwohl sie doch recht hatte: er hätte schon längst hingehen sollen.

Wenn er sich schneuzte, das Gesicht dabei verzog oder etwas länger schwieg, rückte sie wieder näher und zeigte so viel Fürsorge, die Distanz schuf und ihm nicht mehr weh tat; sie schuf Raum für seine Vorsätze.

Jetzt fiel ihm auf, dass er Ruth auch nicht mehr beim Namen nannte, sondern nur noch «Du»; er behielt es bei und wusste, wie sehr er sie damit treffen konnte, wo sie doch so auf Vertrautheit hielt, die ihm nur

noch das Gefühl gab, eingesperrt zu sein. Wie gerne hätte sie doch, eine ihrer früheren Bemerkungen, sein Innerstes nach aussen gekehrt, um ihn noch besser kennenzulernen und zu verstehen: damit ihre Beziehung Bestand behielt.

Andere Absichten habe sie nie gehabt, hatte sie immer beteuert. Seine Zweifel liess sie auch jetzt unbeantwortet, wie sein Beharren, sie habe Absichten damit gehabt.

Wie wenig Raum sie ihm lasse, beantwortete sie mit der Frage, wieviel Raum er ihr gegeben hätte, wenn er sich zwei Nachmittage oder ein Wochenende Zeit für sie genommen habe.

Er legte die ausgedrückte Zigarette zu den anderen im Aschenbecher; wie kleine, weisse Säрге waren sie ausgereiht. Sie hielt die Hände ausgestreckt links und rechts neben dem Teeglas.

Und jetzt? fragte sie.

Das habe dazu geführt, dass ihre Beziehung zu einem gewöhnlichen Verhältnis geworden sei.

Verstehen, aber ohne Verständnis, das sei es wohl, was sie getrennt habe.

Unsere Schwäche ist die Angst zu verlieren, wollte er sagen und erhob sich, wortlos, ging zur Toilette: um für ein paar Minuten mit sich alleine zu sein.

Stanek öffnete das Fenster und pisste vor einer Landschaft, die er mit Ruth kennengelernt hatte. Laublos wie jetzt waren die Wälder gewesen, als sie zum ersten Mal hier gewandert waren; Schnee lag beim zweiten Mal, die Sonne schien, sie konnten mit offenen Mänteln gehen und von den Ästen fiel der Schnee in nassen Klumpen. Bekannt waren sie sich, wenig vertraut, und als die Wintersaat kniehoch stand, die Bäume ein helles, frisches Grün trugen, glaubten sie noch, dass sie sich vertraut würden ohne Gewöhnung, miteinander arbeiten könnten und zusammenwohnen.

Einen allein in einem Acker blühenden Rapsstengel, den sie für ihn knickte und lächelnd brachte, steckte er zwischen zwei Ackerschollen; im Weitergehen sah er sich mehrmals danach um.

Da schwiegen sie schon öfter.

Aufmerksam blieb er für ihre Aufmerksamkeiten, die sie nicht missen wollte, auch wenn sie ausgingen, Gäste hatten – und sie trug Blusen, die er nicht mochte, gedankenlos; da wurde der Kuss bei der Begrüssung flüchtiger, fehlte ein Vorwurf, wenn er zu lange an der Sonne lag, zuviel

rauchte, da fehlten plötzlich Unterteller zu den Teetassen, die Servietten waren aus Papier und sie öffnete ihm im Badmantel; da kam auch sie zu spät.

Aber er bemühte sich auch nicht mehr.

Als die Bäume Früchte trugen, das Getreide die Farbe des Sandstrandes bekam, den sie in einem Prospekt gemeinsam als Ferienziel herausgesucht hatten, sagte er sich jedesmal, es sei das *letzte* Mal, dass er mit ihr zusammen gewesen sei – und bemühte sich, den Tag mit ihr so zu verbringen wie am Anfang. Aber dann fehlte die winterliche Landschaft; auch wenn *ihr* Tisch in *ihrer* Wirtschaft frei war, nützte es nichts, dass sie die Worte von damals benutzten: Wenn sie für eine Weile die Distanz verringern konnten, so schwang doch rasch Unwilligkeit mit; gereizt war auch sie rascher, schliesslich verärgert wie er, und sie legten ihre Rollen bloss, die sie gespielt hatten.

Das warfen sie sich allerdings erst später vor.

Sie mussten sich nun schon aufmerksam machen, wie reizvoll ein Birkenwäldchen lag, ein See, ein Riegelbau; wie geschmackvoll ein Essen zubereitet.

Dann wieder ihr Lächeln, ihre Hand auf seinem Arm: eine leise Berührung, wie er sie berühren konnte; aber das trieb sie nicht mehr ohne sich abgesprochen zu haben vorwärts, geradezu leidenschaftlich, Neues zu entdecken.

Er konnte sich nicht daran gewöhnen, dass es nun so gewöhnlich war; unter Geborgenheit verstand er etwas anderes, aber sie diskutierten schon nicht mehr darüber. Er fühlte sich eingeengt, abgehalten, ohne sich zu erklären, und betrog auch sich, indem er Inseln errichtete: Zigaretten holte und länger wegblieb, Kopfschmerzen vortäuschte und sich hinlegen wollte. Später sagte er telefonisch, mit leidender Stimme, ein Wochenende ab; für einen Spaziergang konnte er sich nicht entscheiden; beim Einkaufen begleitete er sie seltener und hatte im Gedränge einen plausiblen Grund, warum er schlecht gelaunt war.

Er blieb öfter im Garten zurück, wenn sie einen Spaziergang machen wollte, ein Glas Bier vor sich; dann hatte er sich nicht zu täuschen, wie schön sie es eigentlich zusammen hatten. Er sah mit seinen Gedanken in die Landschaft, die Berge liefen wie abgewetzte Treppen vom Dorf weg, engten nicht ein, und wenn ein Zug durch die Ebene fuhr, dachte er nicht an eine Reise zu zweit.

Kaum stand sie hinter oder neben ihm, versöhnlich, auch wenn sie be-

dauerte, dass er sie nicht begleitet hatte, wusste er, dass er sich an sie gewöhnt hatte und vielleicht bloss darum noch kam, wie er sich auch nicht von seiner Frau trennen konnte. Gerade das hätte ihn abhalten sollen: weil es ihm gefiel und ihn gleichwohl ekelte. Es tat ihm körperlich weh, und er blieb entschliesslos den Nachmittag ihr zur Seite, dann bei Kerzenlicht den Abend ihr gegenüber, an ihrer Seite beim Abwaschen, schliesslich die Nacht über neben ihr, schlief mit ihr, nun meistens im Dunkeln, und dachte an etwas anderes. Er fand sich schäbig, nicht feige, und verschob den Entschluss, sie aufzugeben; sitzen lassen wollte er sie nicht einfach. Er blieb einen weiteren Tag, begleitete sie den Fluss entlang; er gab sich vor einem Glas Wein, das sie mittrank, von seiner besten Seite und sah die Bilder im gestauten Wasser wie sie – aber bloss, um sie beim Abschied in guter Erinnerung zu behalten, auf dem Heimweg noch um jedes Detail und Gemeinsamkeit bemüht: diesmal sollte es wirklich ein Abschied sein! Auf der Rückfahrt, dem Bölichen zu, ohne einen Blick in die Ebene zu werfen, ihr Haus zwischen anderen Häusern zu finden, erschrak er nur darüber, wie gut es ihm gelungen war, auch sie zu täuschen.

Sie war es nun, die häufiger anrief. Er fuhr mit den gleichen Vorsätzen zu ihr, wie er sie am gestauten Wasser gefasst hatte – und fühlte sich schäbig seiner Frau gegenüber, stellte sich einen Abend mit ihr vor und wusste: er hätte sie und sich so betrogen, wie er nun Ruth betrog.

Das machte alles noch auswegloser.

Eigentlich hätte er sie beide aufgeben müssen; davor fürchtete er sich, bequem wie er war.

Die Frage, warum sie beide so geduldig und nachsichtig waren, als Betrogene und Hingehaltene noch Hoffnung hatten, liess er auch jetzt unbeantwortet.

Einfacher machte es nicht, wenn er sich vorstellte, es könnte ihnen nicht besser ergehen.

Worauf er wartete, hatte ihm auch Ruth gesagt: dass ihm ein anderer die Entscheidung abnehmen würde.

Aufeinander angewiesen zu sein: was hiess das schon!

Stanek blieb vor geöffnetem Fenster stehen, zog ein weiteres Mal und wütend die veraltete Wasserspülung.

Die Landschaft gab nichts mehr her: ein Flecken zersiedeltes Baselbiet mit Obstbäumen, Feldern und bewaldeten Hügeln, von der Autobahn zerschnitten.

Er hatte nicht bloss den Wunsch, fortzugehen...

Ruth fand, er sehe plötzlich schlechter aus, und er sagte, es gehe ihm auch nicht gut.

Gleichgültig war ihm, wie banal sie in ihrer Sorge war; so fragte er auch nicht, ob er denn noch schlechter aussehen könne, als er ausgesehen habe, bevor er zur Toilette gegangen sei.

Froh war er, als sie fragte, ob er nach Hause wolle; bereit war er nicht, dass sie ihn heimfuhr: so schlecht fühlte er sich nun auch wieder nicht.

Wie enttäuscht sie war, dass er gehen wollte, entging ihm nicht: erwartet wurde er nicht. Er steckte Zigaretten und Anzünder ein, rief die Serviertochter – und bestellte einen Kognak, weil es ihm wirklich schlecht ging und nicht, um sich so, dass er noch eine Weile blieb, mit ihr zu versöhnen.

Wie weit sie ihm entgegengefahren war, hatte sie ihm nicht vorzuwerfen.

Sie erwiderte sein Lächeln, aber entzog ihm die Hand.

Du liebst mich nicht mehr, sagte sie.

Es waren Luzerner, die mich zusammengeschlagen haben. Und du bist auch Luzernerin.

Was denkst du?!

Er leerte das Glas in einem Zug; der Atem blieb ihm weg, und so musste er nicht antworten.

Ich habe dich etwas gefragt!

Er schwieg.

Liebst du mich?

Irgendwie geht es nicht mehr weiter, in allem, sagte er.

Er wollte gehen, entschlossen, als er sich wiederholte.

In den Mantel liess sie sich nicht helfen.

Vor der Wirtschaft war er wieder unentschlossen, aber wollte sie zu ihrem Wagen begleiten und liess sich überreden, dass sie ihn, da es bis zu seinem Wagen näher war, begleitete. Wie sehr sich auch ihre Aufmerksamkeit nur noch darauf beschränkte, einander weh zu tun, hatte er ihr nicht mehr zu sagen.

Den Schirm hatte sie im Wagen, aber sie musste sich sowieso die Haare waschen.

Sind wir früher nicht oft ohne Schirm im Regen spaziert? fragte sie.

Er erinnerte sich, aber antwortete nicht; er blieb plötzlich stehen und zwang sie umzukehren.

Ich begleite dich, sagte er.

Wie verlegen er war, nervös, bemerkte sie nicht, und wenn sie meinte, er begleite sie, um länger mit ihr zusammenzusein, so war es ihm recht: sie sollte nur nicht sehen, dass ihr Geburtstagsgeschenk noch immer auf dem Hintersitz seines Wagens lag. Warum es ihm eigentlich nicht egal war, fragte er sich noch, als sie vor ihrem Wagen standen.

Er liess sie den Schirm herausholen und aufspannen; da er sich schlecht vorkam und sie ihm leid tat, auch weil er sich einen anderen Abschied wünschte, begleitete er sie in das Seitensträsschen, das sie oft gegangen waren und zum Wald führte.

Er nahm ihr den Schirm ab, und gezwungen, Seite an Seite zu gehen, erreichten sie den Wald.

Es genüge ihr, so zu gehen, an seiner Seite, sagte sie.

Zu reden brauchten sie nicht, sie sagten sich auch so viel.

Wie früher, sagte er.

Wie früher, sagte sie, aber meinte es ernster.

Egal war ihr, dass sie zu leichtes Schuhwerk trug.

Das Pferd sah er zuerst und blieb stehen.

Man muss es erschiessen, sagte er. Ein Pferd, das sich so verletzt hat, muss man erschiessen.

Eine junge Frau mit Wollmütze und in einem Militärmantel führte das Pferd am Zügel vom Wald her auf sie zu; wenn es auf dem glitschigen Weg abrutschte, griff die Frau in seine Mähne und drückte ihren Oberkörper an seine Flanke.

Das Pferd knickte mit dem rechten Vorderlauf ein.

Das ist grausam, sagte Ruth.

Die Frau grüsste nicht, sah auch nicht auf, als sich ihr Weg kreuzte. Es kostete sie viel Kraft, das Pferd aufrecht und auf dem Weg zu halten. Sie sah sich immer wieder um, ob sie beide ihr folgen würden.

Stanek empfand einen tiefen Schmerz; erklären konnte er ihn sich nicht, darüber zu reden war er unfähig.

Umkehren wollte auch Ruth, aber auf einem anderen Weg: um Pferd und Reiterin nicht folgen zu müssen.

Sie sieht sich nicht um, als ob sie sich schuldig fühlt, sagte Stanek.

Darauf antwortete Ruth nicht.

Sie war es, die plötzlich drängte, schneller zu gehen.

Als sie den Schirm vor ihrem Wagen ausschüttelte, fragte sie: Weisst du überhaupt, was du vorher gesagt hast?

Wann?

Wegen dem Pferd.

Dass man es erschiessen muss?

Nein, später.

Er hob die Schultern.

Dann versuche, dich zu erinnern, und denke darüber nach.

Er war im Augenblick froh, dass sie sich hastig verabschiedete. Er empfand noch immer den gleichen dumpfen Schmerz wie zuvor, als die Reiterin mit dem verletzten Pferd ihren Weg gekreuzt hatte. Er hob die Hand, als sie anfuhr; sie wandte ihm nicht einmal das Gesicht zu.

Zum Vorwurf machte er sich, ihr nicht geantwortet zu haben, ob er sie noch liebe.

